

Christian Haller  
Das Institut



Christian Haller

# Das Institut

Roman

Luchterhand



*Endlich solltest du doch einmal einsehen,  
was das für eine Welt ist,  
der du angehörst, und wie der die Welt regiert,  
dessen Ausfluss du bist;  
und dass dir die Zeit zugemessen ist, die,  
wenn du sie nicht brauchst dich abzuklären,  
vergehen wird, wie du selbst.*

Marc Aurel, Selbstbetrachtungen



## TEIL 1

1975 – 1977





# 1

Die Unruhen am Institut für Soziales begannen kurz nach meinem ersten Arbeitstag im September 1975. Ich zog die schwere, mit Kupfer beschlagene Eingangstür auf, betrat das Foyer und stand im gedämpften, warmen Licht der Deckenstrahler. Von der gegenüberliegenden Wand sah mich ein ernstes, selbstbewusstes Gesicht an: die Bronzebüste des Gründers der Wilfors, Alois Baltensperger, 1893–1965.

Ein Fleck grauen Lichts, das durch die seitliche Glaswand hereinfiel, lag auf den dunklen Steinfliesen, und ich folgte dem Hinweisschild, das mich zum Tagungssekretariat wies.

Eine junge Frau, den Telephonhörer am Ohr, blickte auf, sagte »One moment, please« und deckte mit der Hand die Sprechmuschel ab.

– Wie kann ich Ihnen helfen?

– Thyl Osterholz. Ich werde von Ben Seymour erwartet.

– Hold the line, please, sagte sie ins Telefon, drückte Knöpfe an der Schaltzentrale, meldete meinen Namen.

– Nehmen Sie bitte im Foyer einen Augenblick Platz. Herr Seymour wird Sie abholen.

Ich hatte mich vor einer Woche um eine Stelle als Aushilfe beworben. Das Stipendium blieb mit dem Abschluss des Studiums aus, und ich wusste nicht, was ich mit dem Diplom in Biologie anfangen sollte. Nach halbherzigen Bewerbungen riet mir meine Freundin zu einem Gelegenheitsjob. Ich hätte dann Zeit zu überlegen, wofür ich mich künftig entscheiden wolle. So fragte ich auf Empfehlung eines Bekannten beim Institut für Soziales um Arbeit nach. Ich wurde zu einem Gespräch eingeladen, an dessen Schluss der Institutsleiter, Herr Lavetz, sagte: »Wir haben zwar keine Arbeit für Sie, aber Sie fangen am nächsten Montag an.«

Ich saß kaum in einem der Ledersessel neben der Glaswand, als Ben Seymour vor mir stand, groß, schlank, in Cordhose und Rollkragenpullover. Sein Gesicht war von ungesunder Farbe, und eine Strähne fettigen Haars hing ihm in die Stirn. Er machte eine ausfahrende Geste mit dem Arm.

– Herr Osterholz – ich freue mich sehr!

Er lächelte, entblößte dabei die vorstehenden Zähne. Er sprach mit englischem Akzent und hatte die Eigenart, einzelne Wörter durch Dehnen zu betonen.

Ich würde, wie der Institutsleiter entschieden habe, in seiner Abteilung »Internationale Kongresse« eine kleine Aufgabe übernehmen, sagte er, doch fürs Erste werde er mich durchs Institut führen. Ich sollte schließlich wissen, wohin es mich verschlagen habe.

Er lachte ein kurzes, keuchendes Lachen, wandte sich

ab, durchquerte das Foyer und öffnete eine der Türen zum Tagungssaal.

Die Wände waren mit hellem Holz getäfelt. Vorne nahm das Podest der Referenten die ganze Breite ein, überblickte die Reihen schwarzer Tische mit senkrecht aufgebogenen Mikrofonen. Seitlich zur Innenwand hin spiegelten die Glasscheiben der Übersetzerkabinen das Licht, das durch die Front aus Fenstertüren hereinbrach. Der Saal ging nahtlos in den Park über, in eine Komposition aus Rasenflächen, Hügeln und Senken.

In diesem Saal, erklärte Ben Seymour, trafen sich bei den internationalen Kongressen die Größen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, Berühmtheiten, von denen die »gewöhnlichen Leute (the ordinary people)« bestenfalls in den Zeitungen lasen.

– Sie aber werden sie *erleben*, sagte er mit einem Anflug von Begeisterung in der Stimme.

– Sie werden dabei sein, wenn zum Beispiel Seine Exzellenz Scheik Ahmed Zaki Yamani, Petrolminister aus Riad, lächelnd den Regierungs- und Wirtschaftsleuten erklärt, was die Folgen für sie sein werden, sollte er an der Förderschraube drehen.

In diesem Saal habe Horkheimer eine Herzschwäche erlitten.

– Sein Kopf schlug zwischen Tür drei und vier an die Wand, während ein Fernsehmann bereits die Kamera auf ihn richtete, um das Sterben des großen deutschen Philosophen »abzudrehen«.

Die Anekdoten sollten den Neuling beeindrucken und diesem vielleicht andeuten, er könne hier am Institut tatsächlich etwas »über die Welt erfahren, der wir angehören«, wie ich während des Vorstellungsgesprächs etwas großspurig Marc Aurel zitiert hatte. Und ich war beeindruckt. Ich stellte mir all die Berühmtheiten vor, die da gesessen und an dieselben Wände geblickt hatten wie ich jetzt. Sie hatten verdaut und geschwitzt, geredet und nachgedacht. Sie würden hier aus Ben Seymours Anekdoten heraus in die Wirklichkeit treten, zu leibhaftigen Persönlichkeiten werden, eine auserwählte Gesellschaft, zu der ich Zugang erhalten würde, wenn auch nur am Rand und für eine kurze Zeit.

Wir verließen den Tagungssaal und betraten gegenüber das Studio. An dem hufeisenförmigen Tisch, umstellt von lederbezogenen Stühlen, würden unter einem Kranz Lampen die Gespräche geführt, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt seien.

– Achten Sie auf das Fenster, sagte Ben Seymour und deutete auf eine kleine, viereckige Öffnung mit in Sichtbeton angedeutetem Rahmen.

– Sie finden die Art Fenster überall im Institut, eine Idee des Gründers. Die Landschaft wird durch den Rahmen zum Kunstwerk. Verstehen Sie, der Rahmen ist »creator«, durch ihn erst wird aus einem alltäglichen Ausblick ein Bild, ein Gemälde. Und da die Landschaft sich ändert, behält der Rahmen seine kreative Rolle durch das Begrenzen des Ausschnitts bei ...

Wir gingen die geschwungene Treppe hinunter zum Speisesaal, der durch einen langen Tresen von der Essensausgabe und Küche abgetrennt war. Zwischen den Kongressen würden hier auch die Angestellten essen, das Institut habe einen Koch. Die geistige Nahrung hingegen würde auf der gegenüberliegenden Seite eingenommen, und Ben Seymour führte mich in die Bibliothek.

– Hier ist Ihr Arbeitsplatz, sagte er und blieb bei einem Lesepult an der Fensterfront stehen, auf dem ein Stapel englischer und amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften lag.

– Sie können einen Teil auch zu Hause erledigen, wie Herr Lavetz bestimmt hat. Sie müssen nicht täglich anwesend sein.

Die Wände waren hier ebenfalls mit Holz getäfelert, was dem Raum eine warme und ruhige Atmosphäre verlieh. Ein flüchtiger Blick über die Bücherrücken zeigte mir, dass vor allem Studien und Sachbücher die Regale füllten.

– In den Zeitschriften sind Artikel markiert, die Sie auf den vorgedruckten Formularen in fünf Stichworten zusammenfassen sollen. Diese werden in eine der neuen Computermaschinen übertragen, durch die wir möglichst früh erkennen, welche gesellschaftspolitischen Diskussionen wichtig werden. Wir müssen die Ersten sein, die einem Thema internationale Aufmerksamkeit verschaffen.

Dann ließ Ben Seymour mich vor dem Vorzimmer und Büro des Institutsleiters stehen.

Herr Lavetz saß zurückgelehnt in seinem Sessel, sah an die Wand über meinem Kopf und fuhr mit dem rechten Zeigefinger über den Nasenrücken. Er war etwas über fünfzig, hatte gelichtetes, zurückgekämmtes Haar, das Gesicht war gebräunt und leicht gedunsen. Er wollte mich begrüßen, sagte er, und hoffe, ich würde mich gut einarbeiten und mich mit dem Institut und seinen Aufgaben vertraut machen. Das Institut sei eine Gründung von Alois Baltensperger, der die Wilfors aus regionalen Genossenschaften aufgebaut habe, heute ein Konzern. Der Wilfors gegenüber habe das Institut die Aufgabe, das wirtschaftliche wie auch das soziale Erbe des Gründers zu bewahren. Dies geschehe durch die Organisation von Zusammenkünften wichtiger Entscheidungsträger.

Am Abend schwärmte ich von der Architektur des Instituts, dem Park, der Lage mit Blick auf den See, während Isabelle kochte. Ich sagte ihr, wie faszinierend es sein werde, mit bedeutenden Persönlichkeiten in Kontakt zu kommen, einen Gesellschaftskreis kennenzulernen, zu dem ich sonst kaum jemals Zutritt erhalten hätte.

– Was mich verblüfft hat, sagte ich, im Büro des Institutsleiters musste ich mich auf eine Bank vor dessen Pult setzen, niedrig wie eine Schuhablage, und Herr Lavetz erzählte, es gäbe mit dem Chef der mächtigsten Genossenschaft der Wilfors ein noch vertrauliches Projekt, das sie nach dessen Wahl zum neuen Konzernchef realisieren wollten. Die Kartei, für die ich die Artikel in fünf Stichworten zusammenfasse, sei ein Teil dieses Projekts und diene als Modellversuch, wie sich diese neue Computertechnologie künftig in verschiedenen Arbeitsgebieten der Wilfors nutzen lasse.

– Was ich nicht verstehe, weshalb erzählt der Institutsleiter mir, einem Teilzeitangestellten, von einem Projekt, das vertraulich ist, und das am ersten Tag?

Isabelle wendete am Herd das Omelett, und ich stellte die Gläser auf den Tisch, holte Teller und Messer und gestand, dass ich vergessen hatte, Brot einzukaufen.

– Schaust du bitte im Kühlschrank nach, ob vom gestrigen Weißwein noch etwas übrig ist?

Nach einem ersten Schluck sagte Isabelle:

– Dass der Institutsleiter mit dem künftigen Konzernchef ein vertrauliches Projekt erarbeitet, erklärt vielleicht, weshalb er dich »ohne Arbeit für Sie zu haben« eingestellt hat. Und dass deine Aufgabe, die Artikel der Zeitschriften in fünf Stichworte zusammenzufassen, sehr viel wichtiger ist, als die Mitarbeiter wissen.

Während wir das Omelett ohne Brot aßen, klagte ich, das Zusammenfassen der Fachartikel sei oft schwierig,

und ich käme nur langsam voran. Das liege nicht nur daran, dass mein Englisch alles andere als perfekt sei. In den Artikeln würden oft Fachausdrücke verwendet, die mir unbekannt seien.

– Die Buchstaben zu zwei oder drei Stichworten kann ich oftmals rasch in die vorgedruckten Quadrate eintragen, zum Beispiel UMWELT / KLIMA / OZONLOCH ... doch dann wird es schwierig. Was dann? GESUNDHEIT? SONNENBRAND? HAUTKRANKHEITEN?

– Du musst nicht das Welträtsel lösen, Thyl, du machst eine Aushilfsarbeit, mehr nicht, und verdienst etwas Geld.

Etwas? Als die erste Zahlung Ende September kam, war ich verblüfft. Der Postbote brachte das Dreifache von meinem monatlichen Stipendiengeld, und ich schämte mich für den Betrag, denn so viel konnte mein Zusammenstoppeln von Stichworten gar nicht wert sein.



Wie Ben Seymour angeboten hatte, arbeitete ich an manchen Tagen zu Hause. Doch zwei-, dreimal die Woche fuhr ich ins Institut, saß am Nachmittag in der Bibliothek, las die markierten Artikel in den Zeitschriften und trug die sie charakterisierenden Stichworte in die Formulare ein. Ich fand die Arbeit anregend, lernte in den amerikanischen und englischen Periodika neue Themen kennen, auch mir unbekannte Sichtweisen, und wenn es oftmals schwierig war, die passenden Stichworte zu finden, so gefiel mir, lesen zu dürfen, dafür bezahlt zu werden und dabei an keine festen Zeiten gebunden zu sein. Ich trug die aufgewendeten Stunden in eine Liste ein, die ich am Ende des Monats abgab, und bekam durch den Postboten meinen Lohn ausgehändigt.

Nachdem ich an einem Nachmittag mit den bereitgelegten Zeitschriften fertig war, stieg ich ins Untergeschoss, um weiteres Material in Bens Büro zu holen. Der Kellerraum war von Neonröhren erhellt, über Türmen von Zeitungen und Zeitschriften lagerten Schwaden von Zigarrenrauch, und ein staubgrauer Teppichpfad führte zwischen den Stapeln zu Bens Pult, auf dem sich die

Sedimente von Briefen und Prospekten im Schein einer Tischlampe schichteten. Im Schachtfenster serbelte zäher Cotoneaster, und auf dem Fenstersims reihten sich die Kaffeetassen, Gläser und Aschenbecher.

Dies also war der Ort, aus dessen Dunst und Ablagerungen die Themen künftiger Tagungen stiegen, Veranstaltungen, die den Ruf des Instituts begründeten und von denen die hauseigene Zeitschrift *Streiflichter* lebte. Nein, sagte Ben auf meine Frage hin, er brauche nicht alles zu lesen. Das Material aber um sich zu haben, sei dennoch notwendig. Beim Querlesen oder auch nur Durchblättern spüre er, welche Themen in der öffentlichen Diskussion wichtig würden. Die Kunst jedoch bestünde im Finden der »richtigen und wichtigen Namen«, die als Referenten klare Standpunkte vertreten, Aufmerksamkeit schaffen oder mit ihren Ansichten provozieren. Er war gerade dabei, mir zu erklären, worauf beim Schreiben eines Briefs an eine der Berühmtheiten zu achten sei, als Bernhard Wiedemann hereinkam, zwischen den Papiertürmen stehen blieb und auf seiner erloschenen Toscanello kaute. Er war Redaktor der *Streiflichter*, Mitte dreißig mit bereits dünnem, schwarzem Haar. Er neigte zu einer wabbeligen Fülligkeit.

– Kommt Thorsten Øreborg zur Fettsucht-Tagung?

Bens Sekretärin Gerda, die gebeugt über der Schreibmaschine gesessen hatte, wandte sich auf ihrem Drehstuhl um, eine junge, grobknochige Frau, sah Wiedemann geduckt von unten her an. Sie zuckte leicht die Schultern.

Ben, statt zu antworten, fuhr in seiner Erklärung fort, weshalb er beim Schreiben an Referenten ähnliche, ihrer Ausdrucksweise nachempfundene Sätze benutzte. Man müsse deshalb deren Bücher lesen, um den Ton zu treffen, die Argumentation zu kennen und deren Ansichten als Ergebnis eigenen Nachdenkens darzustellen. Als Gleichgesinnter schaffe dies ein enges Band, und es schade nicht, durchblicken zu lassen, man halte allein den Standpunkt des verehrten Herrn Referenten für den wichtigsten der ganzen Tagung. Die Einladung anzunehmen, sei deshalb absolut notwendig.

– Du machst doch die Tagung zum Thema Fettsucht?

Bernhards weiches, zerfließendes Gesicht war ernst, im Blick ein sorgenvolles Abwarten.

– Ich muss wissen, ob ich dieses Jahr noch ein *Streiflichter* zum Thema der Fettsucht herausbringen kann.

Ich mochte Ben, und ich bewunderte ihn auch. Ich hatte längst begriffen, dass er der eigentliche Kopf des Instituts war. Er schaffte es, ihm Glanz und Größe zu geben, und er hatte die Fähigkeit, die Berühmtheiten der Welt hierher zu bringen, in dieses Institut mit Blick auf See und Berge.

– Ich muss Øreborg zurückrufen, sagte Ben kurz angebunden.

– Ben! Du hast ihm noch nicht einmal geschrieben. Ich habe dich schon zweimal erinnert ...

Gerdas Gesicht war rot vor Erregung.

– Du hast überhaupt nicht an der Tagung gearbeitet. Und die Zeit ...